

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde  
**Herausgeber:** Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel  
**Band:** 71 (1971)  
  
**Artikel:** Juliusz Sowacki und sein Griechenlandbuch  
**Autor:** Bächtold, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-117708>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Juliusz Słowacki und sein Griechenlandbuch

von

Rudolf Bächtold

In der philhellenischen Bewegung – wenn wir unter Philhellenismus den Willen zu aktiv-kämpferischem Einsatz für den griechischen Freiheitskampf aus einem idealen Griechenlandglauben und Griechenlandbild heraus verstehen wollen – haben die Slaven keine sehr große Rolle gespielt; sie ist vorwiegend eine deutsche, französische und englische Bewegung. Die Balkanslaven und die Russen hatten allerdings ein intensives Verhältnis zur griechischen Welt und folglich auch ein starkes Interesse am griechischen Unabhängigkeitskampf; aber für sie war das Griechentum nicht eine vor kurzem auf geistigem Wege neuentdeckte Bildungs- und Muster-Welt, sondern ein kontinuierlich vorhandener realer Faktor von vorwiegend kirchlicher Bedeutung; die Griechen (die in Konstantinopel, nicht in Athen ihr Zentrum hatten) wurden gesehen einerseits als Unterdrückte (durch den gemeinsamen türkischen Erbfeind), andererseits als Herrschenwollende (durch die Macht der griechisch-orthodoxen Kirche). Die westlichen, katholischen Slaven hatten zu den Griechen zwar die Distanz, die Voraussetzung war, um einen idealen Philhellenismus zu entwickeln; aber, da sie sämtlich in den Ländern der Heiligen Allianz lebten, hatten sie kaum die praktische Möglichkeit, eine solche Gesinnung geschlossen auszudrücken und gar zu betätigen. Doch gerade wenn die Slaven eine philhellenische Aktivität kaum entfalten konnten, so muß die Erfassung und Analyse philhellenischer Gesinnung und überhaupt der Einstellung zum Griechentum bei einzelnen Slaven als Forschungsaufgabe betrachtet werden; und es ist nötig, sich darüber klar zu werden, welche slavischen Schriftsteller und Dichter sich über griechische Dinge ausführlicher geäußert haben und in welchen Werken solche Äußerungen zu finden sind.

Einer der bedeutendsten Deuter und Künder griechischen Wesens, Jacob Burckhardt, hat von dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Italien aus den Sprung an die griechische Küste hinüber doch nie gemacht; er hat nur (im August 1878) «mit dem Gedanken gespielt, von Ancona aus nach Griechenland hinüberzufahren»<sup>1</sup>. 42 Jahre früher, im September 1836, benützte der polnische Romantiker

<sup>1</sup> Kaegi, Werner: Jacob Burckhardt, IV, 459.

Juliusz Slowacki – ebenfalls von einem jahrelangen Wohnsitz in der Schweiz herkommend, ebenfalls in Italien gründlich in die mediterrane Kulturwelt eingelebt – eine Gelegenheit, die Aufforderung eines begüterten Freundes und trat die Reise an, eine Reise, auf der Griechenland allerdings nur Durchgangsgebiet war. Einen Mann, der an Schönheitsverehrung, edler Gesinnung und Ausdrucksfähigkeit nicht hinter den bedeutendsten Europäern seines Jahrhunderts zurückzustehen braucht, auf seinem Weg durch Griechenland zu begleiten, wird vielleicht dem Erforscher Jacob Burckhardts einiges Vergnügen machen.

Das wichtigste Dokument von Slowackis Griechenlandreise, das wir uns im Titel erlaubt haben, sein «Griechenlandbuch» zu nennen, ist auf den ersten Blick nicht als solches zu erkennen: Es ist ein vom Dichter selbst nicht publiziertes Fragment, das die Überschrift trägt: «Reise ins Heilige Land von Neapel aus». Der Autor hat auch wirklich seinen Reiseplan vollführt: Er fuhr am 24. August 1836 von Neapel ab, war vom 10.–27. September im festländischen Griechenland, gelangte im Oktober von Syra nach Alexandria, besuchte im November Ägypten (Pyramidenbesteigung, Nilfahrt bis Assuan), im Dezember das Heilige Land und verwendete den größten Abschnitt der Gesamtreisezeit auf das Libanongebiet (mehrwöchiger Aufenthalt in einem maronitischen Kloster), bis er am 17. Juni 1837, von Tripolis kommend, in Livorno landete. Aber der Plan, die Reise in einem poetischen Tagebuch zu beschreiben, ist bei weitem nicht vollendet worden. Nach dem in Neapel spielenden ersten Gesang fehlt schon der zweite, und alle erhaltenen weiteren sieben schildern griechische Eindrücke; der Inhalt bietet also etwas anderes, als der Titel zu versprechen scheint. Der Dichter hat sich seine Aufgabe von der formalen Seite her zu sehr erschwert, als daß er den eigentlichen Plan hätte zum Abschluß bringen können. Er stellt sich in die Tradition des Ariost und des Byronschen «Childe Harold» und will beweglich-buntes Spiel des Geistes durch entsprechendes lebendiges Spiel der Verse wiedergeben, entschließt sich aber dann doch nicht, sich die versifikatorische Schwerarbeit der Oktave aufzuerlegen, sondern begnügt sich mit Sextinen, mit Strophen aus sechs Elfsilblern im Reimschema ababcc. So ist das geplante Werk nicht fertig geworden, auch läßt die berichterstatterische Kontinuität der Reisebeschreibung, schon am Anfang nicht streng eingehalten, gegen Ende des Fragments immer mehr nach. Ferner dürfen wir uns keinesfalls darauf verlassen, daß die einzelnen Blätter dieses poetischen Tagebuchs auch nur annähernd am Tage des Erlebnisses geschrieben worden sind, vielmehr haben manche Partien des Werks erst später ihre uns überlieferte Form gefunden. Es wurde erwähnt, daß die «Reise ins Heilige

Land» nur aus dem Nachlaß des Dichters bekannt geworden ist; eine Ausnahme macht der achte Gesang, «Das Grab des Agamemnon», der als für sich stehendes Gedicht von Słowacki im Dezember 1839 in einem größeren Kreis vorgelesen und im folgenden Jahr in Paris im Druck herausgegeben worden ist. Die erste Ausgabe der «Reise» wurde 1866 veranstaltet, heute ist sie, von Manfred Kridl bearbeitet, im Band IX der von Juliusz Kleiner herausgegebenen Słowacki-Gesamtausgabe enthalten (Breslau 1956). Bei Verweisen wird im folgenden durch eine römische Ziffer der «Gesang», durch eine arabische die Strophe genannt.

### *Die Ionischen Inseln*

Słowacki kommt nach Griechenland auf dem Seeweg – von Otranto her – an den Ionischen Inseln Korfu, Santa Maura-Leukas, Kephallenia vorbei nach Zante; und von da nach Patras. Die Wahl dieser Route war beinahe selbstverständlich – welcher mitteleuropäische Reisende hätte damals den Landweg etwa via Belgrad–Saloniki nehmen wollen? Auch die beiden geistesgeschichtlich bedeutendsten Vorgänger Słowackis, Chateaubriand und Byron, kamen von Westen her zur See, und es gibt, rein aus der Situation heraus, analoge Züge in den Schilderungen aller drei Dichter, zum Beispiel den gespannten Blick zu den Bergen des epirotischen Festlands hin, die eine besonders geheimnisvolle Welt verhüllten.

Słowacki war nach seinem bisherigen Lebensweg eher eine Landratte; sein Geburtsort Krzemieniec in Wolynien liegt 600 km vom nächsten Hafen entfernt; außer Krzemieniec waren Wilna, Warschau, Genf und Paris die wichtigsten Stationen seines Lebens. Das Meer hatte er als Achtzehnjähriger in Odessa flüchtig gesehen, intensiver erlebt hat er es im Sommer 1831, wo er als diplomatischer Kurier der polnischen Aufstandsmänner nach London fuhr – da das Kurschiff gerade abgefahren war, mietete er zur Überfahrt ein eigenes Boot, «in diesem Entscheid der Miete eines Schiffes, auf welchem er ganz allein England erreichen würde, äußert sich vielleicht eine Byronsche Geste<sup>2</sup>». Man kann auch sagen, daß sich in diesem Entscheid vielleicht eine innere Verwandtschaft zum Meer – das er besonders intensiv erleben wollte – äußerte. Der Romantiker Słowacki ist ein Dichter der Elemente, und besonders die beweglichen Elemente Luft und Wasser umspielen seine Gedichte fast beständig. Die Intensität seines Griechenlanderlebnisses ist von dieser Affinität zum Meer bestimmt. Das Seefahrerische hat er an den Griechen besonders bewundert; sein vier Jahre vorher geschriebenes Griechen-

<sup>2</sup> Hertz, Paweł: Portret Słowackiego<sup>4</sup>, Warszawa 1955, p. 54.



Epos «Lambro» hat einen Seefahrer zum Helden, und er selbst äußert im ersten Gesang seines Reisegedichts scherzhaft die Berufung, als Byronscher Korsar den Archipelagus zu durchsegeln (I, 40).

Trotzdem sind ihm die meerumspülten Ionischen Inseln noch nicht das echte Griechenland. Den Titel «Griechenland» führt erst der vierte Gesang, die Eindrücke von Korfu und Leukas sind unter dem Stichwort «Das Dampfschiff» berichtet. Die Ionischen Inseln gehörten politisch nicht zu Hellas, sie waren britisch. Die Griechen der Ionischen Inseln, jahrhundertlang unter anderer Herrschaft stehend und anderen Einflüssen ausgesetzt als diejenigen des Festlands und der Ägäischen Inseln, standen bei vielen im Rufe der Verweichlichung, des Geschäftsdenkens. Ein Echo von dieser Auffassung scheint im Ton mitzuklingen, wenn Słowacki von den zwei Mitreisenden aus Zante spricht, die ihm während der Fahrt am meisten aufgefallen sind. Der eine ist der bedeutende neugriechische Dichter Graf Dionysios Solomós (Słowacki nennt ihn «Graf Solomon»). Von ihm, dem kränklichen, sorgfältig in Kissen gebetteten, wichtigtuerisch seine beiden Diener herumkommandierenden, sich über den schreienden Kapitän ärgern den Schöngeist gibt uns Słowacki ein liebenswürdig-komisches Bild, das später durch Schilderung seiner zakynthischen Häuslichkeit ins Idyllische vervollständigt wird. Aus der erwähnten Schilderung kann man übrigens schließen, daß Słowacki auf Zante bei Solomós zu Gast war. Selbst sagt er kein Wort von einem persönlichen Kontakt; doch ist ein solcher a priori wahrscheinlich: Słowacki kannte mindestens Solomós' berühmtestes Gedicht, die «Ode an die Freiheit»<sup>3</sup>, er paraphrasiert (III, 9) den Anfang. Beide Dichter hatten viel gemein: sie waren Nachahmer Byrons, Bewunderer von Manzoni's «Inni sacri», beide waren unter einer Oberfläche fast dandyhaften Gehabens für das Heroische begeistert. Die Heldenstadt Missolongi, in deren Nähe sich beide trafen, beschäftigte beide zutiefst, Solomós arbeitete fast zwanzig Jahre an einem Missolongi-Epos «Die freien Belagerten». Schließlich hat jeder der beiden ein Epos über griechisches Rebellen-tum unter dem Titel «Lambro(s)» geschrieben. Bei Solomós ist «Lambros» ein Held, der an einem Rachezug von Griechen gegen Ali Pascha teilnimmt. Außer dem Patriotismus treibt ihn dazu auch der Wunsch, Rache zu nehmen für einen Mönch, den Ali Pascha lebendig hat verbrennen lassen, Bruder von Maria, die Lambros verführt hat und mit der er seit fünfzehn Jahren zusammenlebt. Im

<sup>3</sup> Aus der französischen Übersetzung von Stan. Julien, vgl. Sawrymowicz, Eug.: *Kalendarz życia i twórczości Juliusza Słowackiego*. Wrocław 1960, p. 261/262 (Kalender von Słowackis Leben und Schaffen).

griechischen Lager erscheint nun ein Überläufer, um die Christen vor einem ihnen gestellten Hinterhalt zu warnen. Nachdem er sich dieses Auftrags entledigt hat, nimmt er Lambros beiseite, gibt sich als Mädchen zu erkennen und bittet um die Taufe. Lambros verliebt sich in die Unbekannte und verführt sie. Aus gewissen Tätowierungen erkennt er später, daß das Mädchen seine Tochter ist, die er seinerzeit – wie drei andere aus der Verbindung mit Maria entsprossene Kinder – ausgesetzt hat. Die Verwicklung kann nur tragisch enden: Mutter und Tochter ertränken sich im See, während der Vater mit zerrütteter Seele flieht, verfolgt von Gewissensbissen und von den Schatten der drei umgekommenen Kinder<sup>4</sup>.

Słowackis «Lambro, der griechische Rebell» (geschrieben in Paris und Genf, 1832/33) unterscheidet sich von Solomós' gleichnamigem Helden am augenfälligsten dadurch, daß er ein Abenteurer zur See, nicht zu Lande ist. Zu seinem Epos wurde Słowacki gewiß mitangeregt durch die auf den griechischen Rebellen der Jahrhundertwende Lambro Canzani bezüglichen Worte Byrons in einer Anmerkung zur «Bride of Abydos»: «Abandoned by the Russians, he became a pirate. . . He and Riga are the two most celebrated of the Greek Revolutionists.» Bei Słowacki hat der griechische Patriot Lambro einen von der russischen Kaiserin ermutigten und dann im Stich gelassenen Aufstandsversuch gegen die Türken mitgemacht. Später hat er die Hinrichtung des Freiheitsdichters Rhigas (1798) – Słowacki stellt die Sache so dar, daß dieser am Mast des Sultanschiffes erhängt worden sei – zu einem kühnen Handstreich benutzt: mit einem Brander legt er Feuer an das Sultansschiff und verhilft so gleichzeitig Rhigas zu einer großartigen Leichenfeier und den Türken zu einer entsetzlichen Katastrophe. An der Sache der griechischen Befreiung verzweifelnd, wird Lambro dann zum Seeräuberkapitän. Er ist dem Rauschgift ergeben und ersticht in einem Anfall von Sinnesverwirrung seinen treuen Pagen – am Todesschrei merkt er, daß es in Wirklichkeit seine frühere Geliebte Ida war, die sich als Jüngling verkleidet hatte, um ihm immer nahe sein zu können. Unter großartigen und schrecklichen Visionen stirbt der vergiftete Lambro.

Solomós' und Słowackis Lambro-Epen sind in der Handlung verschieden, haben aber doch auch starke Gemeinsamkeiten: Auf dem Hintergrund vereinzelter und nationalpolitisch hoffnungsloser, also abenteuerlicher Aktionen zeichnet sich der zwischen Verbrechen und Heldentum tragisch zerrissene Held, der echte «Byron-Held». Seine Taten kulminieren in der unwillentlichen, aus einem schauerlichen *Qui pro quo* erwachsenen Ermordung der Geliebten.

<sup>4</sup> Lavagnini, Bruno: *Storia della Letteratura neoellenica*, Milano 1954, p. 109.

Während bei Solomós, dem einen der beiden Bürger von Zante, die uns Słowacki als Mitreisende schildert, der durch sein äußerliches Gehaben erweckte Anschein einer gewissen eitlen Nichtigkeit trog und er sich uns vielmehr ein Geistesverwandter unseres Autors enthielt, kommt es bei dem andern der vorgestellten Nesioten zu keiner solchen Aufwertung: er ist eine Kontrastfigur zu dem Heroismus-Motiv, das in Słowackis Griechenlandsicht wichtig ist: Es handelt sich um einen jungen Juristen, Sohn eines Richters, der zwölf Jahre lang in Genf studiert hat, um sich auf seinen ererbten Beruf vorzubereiten und nun ohne weitere Seelenerschütterung, auf dem selben Schiff, auf dem er vor zwölf Jahren ausgefahren ist, wieder in die Heimat zurückfährt; das Schiff ist ihm «nur eine Maschine, auf der die Menschen dem Geld nachschwimmen». Dem einen – so meditiert Słowacki im Anschluß an diese Beobachtung – ist die Rückkehr in sein Vaterland eine banale Selbstverständlichkeit; andere müssen sich eine solche Rückkehr durch Abstriche an ihrer Überzeugung erkaufen, noch andere, und zu diesen will sich Słowacki selbst zählen, verzichten lieber auf das Vaterland, als daß sie ihre Überzeugung verraten. Damit hat Słowacki ein Motiv angeschlagen, das wohl den wichtigsten Beweggrund für sein Interesse an Griechenland darstellt: die Parallelität zwischen Griechenland und Polen im Zeichen eines Kampfes zwischen Freiheitswillen und Unterdrückung.

### *Missolungi*

Nachdem Słowacki die Nacht meditierend, die Sterne betrachtend, und, wie er um des romantischen Stimmungsbruchs willen auch bemerkt, «Zigarre rauchend» an Deck zugebracht hat, bietet sich ihm bei Sonnenaufgang ein großartiger Anblick:

«Purpur seh ich den Osten umgreifen,  
funkelnde Weiße nimmt dann seine Stelle.  
Letzte Röte als fasriger Streifen  
schwimmt in die Bläue. Oh, klassische Helle!  
Manchesmal sah ich so schon wie heute  
Eos verschleiert, wie sie Rosen streute.

So fliegt sie jetzt, voll von hellen Brillanten,  
voll Tau und Perlen am Himmel mir entgegen,  
aufgehend über den Bergen von Lepanto;  
eh dann die Sonne, folgend ihren Wegen,  
wie eine Uhr, die die Ewigkeit zeigt,  
über den Höhen von Patras aufsteigt.

Riesige Formen, wie die Nibelungen  
 in den Liedern des Nordens sie gestalten!  
 Sonne, dein erster Strahl traf Missolungi,  
 Nest, wo die Bilder der Kämpfer noch walten,  
 die hundertfachen Feind widerstanden,  
 sich nicht ergaben, doch Gräber fanden.» (IV, 16–18)

«O Missolungi!» – zweimal setzt nun Słowacki in feierlichem Tone an, um den Ruhm der Heldenstadt zu singen, den Ruhm, der noch ganz frisch war: erst vierzehn Jahre war es her seit der ersten Belagerung vom Spätjahr 1822, nicht viel mehr als zehn Jahre seit der großen vom April 1825 bis zum April 1826, die mit dem heldenhaften Untergang endete. Die «an Missolungi schon begonnene Ode» wird aber unterbrochen durch einen Vorfall aus der niederen Welt, aus der Vogelwelt, einen Vorfall, wie er aber seit den römischen Auspizien immer wieder von den Dichtern zur sinnbildlichen Darstellung großer politischer Kämpfe verwendet worden war: eine kleine Wachtel, von einem federrasselnden Hühnergeier verfolgt, flüchtet sich aufs Schiffsdeck. Diese Wachtel, der einst vielleicht (so meint der Dichter) ihr Nest in Missolungi zerstört worden und die jetzt mit Mühe und Not dem Angriff des Raubvogels entgangen ist, spiegelt nicht nur das Schicksal der Griechen angesichts der türkischen Übermacht, sondern sie wird auch «in Stichworten» mit den Wechselfällen der polnischen Geschichte in Beziehung gebracht: sie hat «Kościuszkos Zeiten» miterlebt, und bei Grochów (Schlacht vom 25. Februar 1831, durch die die Polen die Einnahme Warschaus durch die Russen noch einmal um ein halbes Jahr hinausschieben konnten) den überlegen bewaffneten Feind abgewehrt.

Da Słowacki als Dichter, nicht als Fremdenführer vor der «spielzeugartig mit ihren Häuschen daliegenden» Stadt Missolungi steht, so verzichtet er darauf, uns zusammenfassend aufzuzählen, was er alles über diese Stadt und ihre Helden weiß. Er nennt aber bei verschiedenen Gelegenheiten und so, daß eine starke Erregung mitschwingt, die Namen der großen volkstümlichen Kämpfer Markos Botzaris und Kizos Zavellas, er erwähnt auch, daß er den Tod des Markos Botzaris (20./21. August 1823 beim erfolgreichen Überfall auf das Türkenlager zu Karpenissi) auf einer Lithographie abgebildet gesehen habe.

An der Meerenge von Lepanto fällt Słowacki ein düsterer, regelmäßig geformter, einer sechsseitigen Pyramide vergleichbarer Berg auf; diesen «hat Gott selbst zum Denkmal der von ihm vorgeföhlten großen Ereignisse hingestellt». «Wenn du, Byron, nicht am Fieber, sondern von einer Bombe, einer Kugel oder einem Dolch hier ge-



storben wärest, würde ich diesem Berg den Namen Byrons Grab verleihen» (IV, 26) – so schließt Słowacki den Missolungi-Abschnitt und dokumentiert so, daß sein inneres Verhältnis zu Missolungi ihm mehr durch den großen Dichter als durch Zeitungen und Lithographien vermittelt worden ist.

### *Konstantin Kanaris*

Patras ist die Stadt, wo Słowacki zum erstenmal den Boden des frisch befreiten Griechenlands, des Königreichs Hellas betritt. Der wichtigste und der einzige darstellenswerte Eindruck von dieser Stadt ist aber für ihn die Begegnung mit Konstantin Kanaris, dem berühmten Helden des Befreiungskrieges und auch noch im Verlaufe seines späteren langen Lebens nicht unwichtigen Politiker. Kanaris ist derjenige Grieche – neuer und alter Zeit –, der in Słowackis «Reise ins Heilige Land» und, so ist man versucht zu schließen, in seinem Denken und seiner Phantasie den größten Raum einnimmt, der für ihn – als Freiheitskämpfer, als «Herr der Elemente» – förmlich eine Verkörperung Griechenlands darstellt. Diese besondere Bedeutung des Konstantin Kanaris wird dem Leser nicht nur durch direkte Aussagen fühlbar gemacht, noch mehr wird sie suggeriert durch die kompositorische «Umrahmung», in welcher das Kanaris-Bild präsentiert wird, durch zwei Sequenzen, die beide in der Vorstellung «Kanaris» gipfeln, auf sie hin steigernd gestaltet sind. Vor der Erzählung des Kanaris-Besuchs steht das «politische Credo», dessen letzter Satz ist: «Ich glaube, daß heute noch Kanaris lebt», nachher folgt eine Reminiszenz an Jugendlektüre über Griechenland, in der ebenfalls Kanaris als einprägsamste Erscheinung am Schluß steht. Auf den Gedanken des politischen Credo hat den Dichter der Anblick der großartigen und erinnerungsreichen Landschaft von Missolungi gebracht – mit jenem pyramidenförmigen Berg, dem er gern den Namen «Byrons Grab» gegeben hätte und der ihn auch an den nahen Parnas erinnerte. Der Name Robespierres steht am Anfang des politischen Credo: Robespierre ist der Gott-Vater der republikanischen Idee, Maurycy Mochnacki, der frühverstorbene Held und Theoretiker des polnischen November-Aufstands, ist «der Sohn», und die in der Emigration wieder zusammengekommenen Mitglieder des revolutionären Sejms sind «Alle Heiligen» und offenbar zugleich so etwas wie ein kollektiver Heiliger Geist. Nach einer Caesur («Ich zerbreche mir den Kopf, wie ich das Credo abschließen soll») fährt der Dichter fort, indem er den Gedanken an die Zukunft der Revolutionsbewegungen mit Reminiszenzen an Helden der Antike in enge Verbindung bringt:



«... *ich glaube*: Halt geboten  
wurde den Feinden einst durch einen Cocles;  
Credo: Miltiades war und Themistokles.

Credo: noch heute lebt unter uns Kanaris,  
denn eben jetzt komm ich von seinem Hause,  
denn eben sah ich, wie dieser Wellen-Faris<sup>5</sup>  
standhaft umstürmt vom Feuer-Gesause  
Patrassens griech'sche Flotille kommandiert,  
ich glaube; denn zu ihm hat mich mein Weg geführt.»

(IV, 32/33)

Im Kontrast zu seinem heroischen Leben besitzt Kanaris eine recht idyllische Häuslichkeit, unter anderm mußte der Dichter über eine leichtgebaute luftige Holztreppe in das Wohngeschoß steigen. Diese Treppe wurde für ihn zu einer Jakobsleiter, die ihn in einen Traumzustand versetzte, einen Traum, in dem er sich wieder als etwa sechzehnjährigen Jüngling, als Student auf Ferien im Landgut der befreundeten Familie Śniadecki sah. Während er wartete, ob etwa seine angebetete «Lutka» (Ludwika Śniadecka) zum Baden kommen würde, las er hingerissen:

«Sinnend las ich, wie Ipsilanti siegte,  
dann – fallend – Hellas seinen Bruder sandte;  
und wie ich las, kam der Zephyr und wiegte  
Rosenblüten und Wellen, und wandte  
bei seinem sanften Darübergleiten  
blättern in meinem Buche die Seiten.

Mit einem Kiesel beschwer' ich die Seiten,  
lese und seh' mit der Einbildung Blicken  
den Fürsten Dimitri zum Kampfe reiten  
mit seiner «Schwarzen Schar» im Rücken;  
Mut, doch nicht Hoffnung in allen Zügen,  
gleichsam Chäroneas Gräbern entstiegen...»

(IV, 39/40)

Der Dichter schickt sich also an, eine kurze Geschichte des griechischen Unabhängigkeitskrieges, so wie ihn ein junger Zeitgenosse erlebt hat, zu geben. Er verwischt dabei die Grenzen zwischen den Eindrücken der unmittelbaren Umgebung des jungen Lesers und den Eindrücken seiner Lektüre, zwischen den neuen Griechen und denen der Antike, ferner zwischen Griechen und Polen, und auch

<sup>5</sup> Faris: Typ eines orientalischen naturverbundenen Reiters, von Słowacki wie auch von Mickiewicz mehrmals in Gedichten beschworen.

zwischen den einzelnen zeitlichen Phasen des Befreiungskriegs. Manche Einzelheiten werden dadurch schwer verständlich. Daß zum Beispiel (Alexander) Ipsilanti «fiel», ist offenbar eine Anspielung auf die Schlacht bei Dragaschani, in der er mit seiner «Heiligen» oder «Schwarzen Schar» vernichtend geschlagen wurde, worauf er sich im Habsburgerreich, in Munkacs, internieren ließ und 1828 in Wien starb. Dieser etwas unklar evozierte Untergang Ipsilantis und der «Heiligen Schar» bringt den Dichter auf zwei Namen, die für schicksalsträchtige Niederlagen stehen: Chäronea als Entsprechung aus der Antike: Untergang des freiheitsliebenden und individualistischen alten Hellas durch die brutalere, wenn auch stammverwandte Militärmacht aus dem Norden – und Maciejowice. Beim Betrachten des Löwen von Chäronea (hat Słowacki dieses Denkmal gesehen oder es sich nur nach Schilderungen vergegenwärtigt?) meint er die Worte des Kościuszko «Finis Poloniae» zu hören (IV, 43). Drei Bereiche stehen ihm eben in einem gefühlsmäßigen Zusammenhang: Schicksal der alten Griechen; Schicksal der modernen Griechen; Schicksal Polens.

Nach der Anfangsphase des griechischen Aufstands, in der die Brüder Ipsilanti hervorstechen, hat natürlicherweise der Feldzug des Ibrahim Pascha dem lesenden Jüngling den größten Eindruck gemacht. «Wie der aufgestaute Nil» oder «wie eine von oben herunterbrechende Pyramide» stürzen sich die Ägypter auf Griechenland. Die Abwehr muß mit schwachen Kräften, nicht nur mit tapferer Entschlossenheit, sondern auch unter Ausnutzung des schluchtenreichen Geländes geführt werden. Die Namen Xerxes, Thermopylen, Leonidas kommen dem klassisch gebildeten Studenten von selbst in den Sinn. Gegen den Schluß dieses Berichtes verläßt der Dichter die chronologische Reihenfolge der Ereignisse und spricht von den beiden Helden, die ihm den größten Eindruck gemacht haben: Markos Botzaris zu Lande und, in großartiger Steigerung: Kanaris zur See (Miaulis wird gerade nur eben erwähnt). Im Blick auf die dahinziehenden Wellen des Fließchens verschmilzt ihm der unmittelbare Natureindruck mit der Vorstellung des «kentaurenhaft» als Branderkapitän dahinsegelnden Kanaris und mit dem jugendlichen Gefühl eines Vorwärtsgleitens in eine als hell erhoffte und doch unbestimmte Zukunft.

In seinem «politischen Credo» und in den Blättern der Erinnerung an die Jugendlektüre in Litauen hat also Słowacki seiner Verehrung für Kanaris deutlich und offen Ausdruck gegeben; eine *versteckte* Huldigung an Kanaris dürfen wir im «Lambro» erblicken. Słowackis «Lambro» ist mit der Insel Ipsará eng verbunden: sie bildet im ersten der zwei Teile den Hintergrund der Ereignisse. Nun, die Insel

Ipsará wurde vorzugsweise durch die Taten ihres großen Sohnes, eben des Kanaris, berühmt, gewiß hat jeder damalige Leser diese Gedankenverbindung gezogen. Und zweitens: die großartige, den Türken grausigen Schrecken und den Griechen hohen Ruhm bringende Zerstörung des türkischen Sultansschiffes durch einen Brander, der Höhepunkt des ersten Teils des «Lambro», ist offensichtlich der ähnlichen Tat des Kanaris am 18. Juni 1822 in den Gewässern von Chios nachgedichtet.

Wenn wir nun wissen, wie hoch Slowacki Kanaris verehrte, nicht nur wegen vergangener Taten, sondern auch in Erwartung von zukünftigen, als Freiheitshelden von nicht nur griechisch-nationaler, sondern von allgemeiner Bedeutung (das dürfte aus der Stellung des Kanaris im «politischen Credo» hervorgehen), so wären wir erst recht gespannt darauf, konkrete Einzelheiten über das Gespräch zu vernehmen, das die beiden am 10. September miteinander führten. Aber unser Autor gibt nun einmal selten etwas unmittelbar und direkt wieder, sondern unterzieht alles einer intensiven poetischen Umgestaltung. «Schwere und ungenaue Parabeln kamen aus meinem Munde», sagt er selbst (V, 9). Er fragte seinen Helden nach einem «Geheimnis», welches die Zukunft der Freiheit anging. «Meine Frage war wie Hamlets metaphysisches Wort: ob die Seele träume?» (V, 4). Daß er dem Seehelden für seine vergangenen Taten Lorbeeren gewunden habe; daß er ihm wegen seiner gegenwärtigen Zurücksetzung sein Bedauern ausgesprochen habe; daß er ihn zu weiterem Einsatz aufgerufen habe («Ich wollte ihm die Größe Washingtons verleihen, ihn durch meine Frage zum Retter gürten») und von ihm auf die realen Begrenztheiten («Auch fehlten ihm die goldenen Millionen» V, 5) verwiesen worden sei: wir erfahren das alles mehr in poetischen Umschreibungen als aus einem protokollarischen Bericht und gewinnen zudem den Verdacht, der Dichter habe sich da ein wenig zum Cassius eines shakespearischen Brutus umstilisiert.

Konstantin Kanaris ist in der späteren griechischen Geschichte nicht mehr in der Weise «zum Zug gekommen», wie das Slowacki offenbar gewünscht hätte. Aber die Hoffnung auf Kanaris wurde von vielen geteilt; er ist immer wieder an leitende Stellung berufen worden, wenn die radikalen Griechen eine neue Phase des Freiheitskampfes für fällig erachteten – 1848/49, 1954/55 und besonders 1862, wo man ihn mit dem andern politisch-militärischen Handelskapitän, Garibaldi, in einem Atemzug nannte: «On parle d'une entente de Canaris avec Garibaldi<sup>6</sup>.» Er starb 1877 und wurde unter riesiger Anteilnahme zu Grabe getragen.

<sup>6</sup> Driault-Lhéritier: Histoire diplomatique de la Grèce de 1821 à nos jours, Paris 1925, II, p. 468.

*Die Reise zu Pferde*

In Patras hatte Słowacki mit seinem Reisegefährten Brzozowski das Schiff verlassen. Reittiere und die dazugehörigen Führer wurden gemietet, und man machte sich zu Pferde an die Bereisung des Peloponnes – zunächst der Küste des Korinthischen Golfs entlang nach Vostiza (Ägion), wo die beiden eine ungemütliche, aber humorvoll beschriebene Gewitternacht in einer nicht regendichten Herberge zubrachten. Ein Abstecher brachte die Reisenden zum Kloster Megaspoleon. Später muß Słowacki Sparta besucht haben; über Tripoliza kam er nach Nauplia, und wir treffen ihn wieder in Mykene, im «Grab des Agamemnon», dem bekannten, auch als «Schatzhaus des Atreus» bezeichneten unterirdischen Rundbau, und dann in Korinth, womit die Landreise auf dem Peloponnes zu Ende ist. Beschrieben hat er aber von der «Reise zu Pferd» – in dem so betitelten V. Gesang und am Anfang des VI. – nur das erste Teilstück zwischen Patras und Vostiza.

Bis dahin stand seine Griechenlandschau unter dem Vorzeichen des Erhabenen, des Heroischen, und die Distanz, die das poetische Subjekt vom sicheren Schiffsdeck aus zu seinem Objekt wahren konnte, verhinderte im allgemeinen Störungen dieser erhaben-heroischen Stimmung. Nun aber findet sich der Dichter mangelhaft beritten auf holperiger Straße als Teil einer zusammengewürfelten Gruppe in willkürlich-bunter Kostümierung. Statt der romantischen Großartigkeit kommt jetzt die romantische Ironie zu ihrem Recht; zum Beispiel schon in der Selbstbeschreibung des Dichters als Teil dieser Kavalkade. Für uns, die wir Słowackis Griechenlandbild möglichst allseitig kennenlernen möchten, ist dieser Standpunktwechsel sehr erwünscht: er bewirkt, daß der Dichter nicht nur auf das (zur Stilisierung verführende) Griechenland der Antike und des Freiheitskrieges, sondern auf «aktuelle Probleme» des Nachkriegs-Hellas zu sprechen kommt. Er sagt denn auch selbst (in dem nun vorherrschenden ironischen Ton), er wolle «krajograficznie», «landeskundlich» schreiben.

Der Befreiungskrieg war seit sechs Jahren zu Ende; die großen staatspolitischen Fragen konnten mindestens seit dem Vorjahr, seit am 1. Juni 1835 König Otto volljährig geworden war, für gelöst gelten. Griechenland mußte sich vom Bann der großen Ideen losreißen und sich mit Alltagssorgen, mit praktischen, hauptsächlich volkswirtschaftlichen Einzelproblemen beschäftigen. Das war wenigstens die Meinung vieler; so hat zum Beispiel – um eine repräsentative Stimme zu zitieren – Fallmerayer in einer Äußerung von 1847 gefordert, «... daß die Griechen vorerst mehr an ihre Korinthen-



gärten, an ihre Maulbeerbäume und wallenden Weizenäcker, an ihre künftigen Straßen, Brunnen, Glockentürme und Pomeranzenwälder als an die Eroberung von Konstantinopel und St. Sophia denken. Die Griechen sind keine Soldaten, kein eroberndes Volk; sie sind Bauern, Schafzüchter, Krämer und Matrosen, wollen und brauchen nichts als Frieden mit festem, ehrlichem, unabhängigem und wohlfeilem Regiment<sup>7</sup>.»

Słowacki hat sich also seine Gedanken darüber gemacht, wie die griechische Kulturlandschaft aussehen sollte. Wir stellen nun aber – zunächst mit einer gewissen Befremdung – fest, daß Słowackis «kulturpolitische Wunschvorstellungen» mit seinen politischen Überzeugungen in Widerstreit geraten. In den früheren Gesängen haben wir ihn als bedingungslosen Bewunderer und Rühmer des griechischen Befreiungskampfes gegen die Türken kennengelernt. Aber Słowacki hat auch eine große Liebe zur orientalischen, islamischen Kultur. Als Schüler Byrons, als Mitstrebender einer ganzen Plejade polnischer Orientdichter hat er sich intensiv in die geistig-seelischen Werte des Orients hineingedacht und -gefühlt. Diese Werte finden ihren unmittelbar, mit den Augen erfaßbaren Ausdruck nicht zuletzt in der Landschaftsgestaltung. Und hier fallen Słowacki bei seinem Ritt gerade die Zerstörungen auf, die der Unabhängigkeitskrieg angerichtet hat. Es entringt sich dem zwar die Freiheit, aber auch das Paradoxon liebenden Dichter sogar der Satz: «Dieses Land hat die Pest der Freiheit verwüstet!» (VI, 5). Vor allem erlebt er die Zerstörung türkischer Kultur in Gestalt zerstörter und ausgetrockneter Brunnen; er notiert:

«... die Trümmer einer türkischen Fontäne,  
wo kein Wasser mehr plätschernd widerhallt in den Mauern,  
und bei deren Anblick selbst die Griechen trauern» (VI, 2).

Besonders ergreift ihn der Anblick eines mächtigen Baums in Vostiza; er vervollständigt in seiner Phantasie das Bild einer «heilen» Vergangenheit: um diese Stunde rauchte einst hier der Türke aus seinem Bernsteinmundstück. Dieser Baum ruft ihm eine ganze Reihe von mit Vergangenheitsmelancholie umwehten Bildern vor Augen: die Linde, die den alten polnischen Poeten Kochanowski inspirierte; das Parthenon; den Stone-henge; und schließlich wird ihm dieser Türkenbaum zum Anreger des Traums von der Überwindung der Gegensätze:

<sup>7</sup> Fallmerayer, J.F.: Byzanz und das Abendland. Ausgewählte Schriften, ed. Emil Mika, Wien 1943, p. 331.



«ich sehe dich als Kirche aufsteigen;  
 Hier können Gläubige jeden Glaubens beten,  
 hier können alle Menschen die Stirnen neigen» (VI, 13).

Wenn ein Baum ihm Leitgestalt der türkischen Kultur ist, so sieht doch andererseits Słowacki, daß sich auch die neue Zeit um Bäume, um Aufforstung, bemüht. Wie Zähnchen eines kleinen Kindes bricht an gewissen Stellen der Wald erst durch.

«Wenn du einen Sohn hast –  
 vielleicht wird er einst auf ein Griechenland blicken,  
 das glückliche Menschen – und Wälder schmücken» (VI, 6).

Daß Hotels gebaut werden müssen, sieht Słowacki (besonders nach der ungemütlichen Gewitternacht von Vostiza) ein, aber er empfindet einen Gegensatz zwischen der heraufkommenden Zukunft, deren Signet das Hotel ist, – und der untergegangenen Zeit, deren Sinnbild der Baum ist: «Glücklich sind die Länder, die Bäume anstelle von Hotels haben» (VI, 14).

Es sind vereinzelte und mehr nur im Vorübergehen gemachte Bemerkungen, die Słowacki wirtschaftlichen Dingen widmet. Er sieht etwa bei Korinth zwei junge Griechinnen die Rosinen zum Trocknen in schwärzliche Häufchen zusammenrechnen. Auf einem Umweg kommt er noch auf ein bestimmtes binnenkolonisiertes Unternehmen der damaligen Regierung zu sprechen: den Neuaufbau Spartas. Das dem heutigen Griechenlandreisenden bekannte Sparta, ein nettes, aber nicht gerade den heroischen *genius loci* atmendes Städtchen wurde ja in jenen Jahren geplant und gebaut. Der Umweg, auf dem Słowacki auf Sparta zu sprechen kommt, ist der über den Fürsten von Pückler-Muskau, den bekannten exzentrischen Reisenden, Reiseschriftsteller und Gartenbau-Enthusiasten jener Zeit. Słowacki interessierte sich für Fürst Pückler von früher her; er hatte in Genf seine Mutter, die Gräfin Seidwitz, kennengelernt, er hatte auch frühere Reisewerke von ihm gelesen. Fürst Pückler bereiste Griechenland gleichzeitig wie Słowacki, nur bedeutend länger, so ziemlich das ganze Jahr 1836 brachte er mit mehrmonatigem Aufenthalt in Athen und mit mehreren ausgedehnten Expeditionen zu Wasser und zu Lande zu. Er war zum Beispiel zweimal, vor Słowacki und kurz nach ihm, in Patras – auch er hat dem Admiral Kanaris seine Aufwartung gemacht und das Kloster Megaspoleon besucht. Auf seinem Ritt gegen Vostiza zu benützte Słowacki denselben Führer wie Fürst Pückler, und auch sonst, zum Beispiel etwas später in Athen, dürfte er über den aufsehererregenden Reisenden sprechen gehört haben. Fürst Pückler erwarb sich in der Gegend von Sparta ein

Grundstück und begann auch schon, dieses landschaftsgärtnerisch zu gestalten. Zweifellos hat er über dieses Vorhaben in Athen Gespräche geführt; er verkehrte da in den höchsten Kreisen, eingeschlossen beide Könige, denn Ludwig I. von Bayern war in den ersten Monaten des Jahres 1836 bei seinem jungen Sohn König Otto zu Gast, beide umgeben von den Herren, die Słowacki spöttisch «die bayrische Regierung» nennt. Słowacki macht sich lustig über den «deutschen Garten in englischem Gusto», den Fürst Pückler «dort, wo Sparta war» anlegen wollte, mit speziellen Attraktionen zu Gefallen der Bayern. Es versteht sich fast von selbst, daß Słowacki solchen Plänen, die Örtlichkeit von Sparta ihrer alten Würde zu berauben, mit mißbilligender Skepsis gegenüberstand:

«Grüß mir dafür in Sparta den Garten!  
Bleib' es ein Wirrsal von Trümmerschichten.  
Sparta bleib' Sparta auf allen Karten;  
Und die Botanik möge verzichten  
auf neue Blüten, ähnelnd Pantoffeln,  
auf neue Sorten spartan'scher Kartoffeln» (V, 25).

König Otto scheint – dies suggerieren uns wenigstens Słowackis Anspielungen – in diesen Gesprächen im Kreise seiner sogenannten «bayrischen Regierung» mit Fürst Pückler-Muskau zeitweise in die Enge getrieben und in Verlegenheit gebracht worden zu sein. Und diese Verlegenheit scheint Słowacki auch kennzeichnend für die ganze Situation des philhellenischen Monarchen auf dem schwierigen Thron von Hellas:

«So muß sich nun unter Drehen und Winden  
Otto ins Königsamt hineinfinden» (V, 24).

Diese zwei Verse stellen – abgesehen von den geheimnisvollen Andeutungen in der Erzählung über den Besuch bei Kanaris – die einzige im engeren Sinn politische Aussage innerhalb von Słowackis poetischem Hellas-Reisebericht dar. Das Kapitel «Die Reise zu Pferde» schließt auf burleske Weise mit einer anderen literarischen Evokation: die Hand des Cervantes, die er in der Schlacht von Lepanto verloren haben soll, erscheint dem Dichterkollegen, der da in ziemlich donquijotischer Aufmachung gegenüber von Naupaktos-Lepanto dahinreitet, leibhaftig, macht ihm das Zeichen der «Feige» und weist ihm an einer schwierigen Wegstelle den Durchpaß. Słowacki gerät darüber ins Sinnieren über die Folgen solcher Abtrennung einzelner Gliedmaßen für die Ganzheit der Persönlichkeit. Ich-verlust- und Doppelgängerprobleme (wie im «Schlemihl» oder in Gogols «Nase») werden angetönt. Und nachdem das Bibelwort

«Ärgert dich dein Auge, so reiß' es aus» zitiert ist, so weiß man nicht, wohin die Gedanken noch führen würden, wenn der Dichter nicht mit geflissentlicher Abruptheit den Faden abrisse.

### *Das Kloster Megaspoleon*

Von der Küste bei Vostiza aus zog Słowacki mit seiner Begleitung südwärts vom Meer weg das zerklüftete Tal des Erasinos hinauf (heute trägt eine Zahnradbahn den Touristen diese Strecke) zum Kloster Megaspoleon, zum «Kloster der Großen Höhle». «Das Kloster Megaspeläon (924 m), das bedeutendste Griechenlands, liegt in einer mächtigen, ca. 30 m tiefen, 60 m weiten Höhlung an einer schroffen Felswand, in deren Rissen gläubige Augen drei Kreuze erkennen . . . Die beiden turmartigen Bastionen, die hoch oben von den Felsen herabschauen, spielten im Juli 1827 bei der erfolgreichen Verteidigung des Klosters gegen Ibrahim Pascha eine Rolle<sup>8</sup>.»

Das Kloster hatte aus drei Gründen ein gewichtiges Recht auf die Aufmerksamkeit des romantischen Besuchers: durch seine landschaftliche Lage; wegen seines Einsatzes im Befreiungskrieg (Słowacki zieht ausdrücklich den für ihn naheliegenden Vergleich mit Tschenstochau) und aus religiöser Anteilnahme, welche bei dem Jerusalempilger nicht an letzter Stelle kam. Słowacki hat schon beim Heranreiten den inneren Zwiespalt erlebt und sich mit der «Theologischen Problematik» (zawilość teologiczna, der Ausdruck wird gleich Strophe VII, 5 gebraucht) auseinandergesetzt, die jede geistliche Institution dem Freiheitsfanatiker aufgibt.

«Klar ist mir eines: nichts ist abgeschmackter,  
als jäh vom Lachen zum Traurigsein zu springen.  
Fehlt's an Gefühl mir, ist es mein Charakter,  
machen's die Nerven? – ich kann mich nicht zwingen,  
Lamartine folgend – o der Häresie! –  
ständig zu seufzen: Gott! Liebe! Poesie!

Oft führt die Liebe dazu, Gott zu trotzen.

...

Die Poesie auch liegt oft mit Gott im Streite.

...

Lamartine's Gott ist in schlechter Gesellschaft.  
Christus zu stellen zwischen jene beiden,  
heißt: er muß wieder zwischen Schächern leiden»

(VII, 1, 2, 4).

<sup>8</sup> Baedeker, Griechenland, Leipzig 1908, p. 309.

Uns kann es hier nicht kümmern, inwiefern Słowackis Poesie im allgemeinen «mit Gott im Streite liegt», aber wie sie mit Gottes Institutionen und Festsetzungen spielt und umspringt, darüber müssen wir einige Beobachtungen machen, weil sich dann sein Urteil über das Kloster Megaspoleon in einen Rahmen fügt. Das zitierte poetische Spiel mit einer Dreiheit idealer Begriffe (Variante der Dreiheit der «Theologischen Tugenden», deren revolutionäre Parallele «Liberté, Egalité, Fraternité» Słowacki ebenfalls teuer war) leitet also das Megaspoleon-Kapitel ein. Ein analoges Spiel hat Słowacki im vorvorigen Gesang mit dem «politischen Credo» getrieben. In ebenso geistreicher wie herausfordernder Weise waren da wichtige christliche Dogmen travestiert worden: Robespierre ist Gott-Vater der Republiken; auf mystischem Wege ist er auch zu einem «eingeborenen Sohn», Mochnecki, gekommen; auf diesen werden Formeln angewendet, die sonst Christus vorbehalten sind: gekreuzigt, entrückt und nach drei Tagen wieder auferstanden, zum Richter über die Lebenden und die Toten gesetzt; die Emigration hat ihre «Alle Heiligen», an deren geistige Kommunion mit dem Volke, an deren Sündenbefreiung und Wiederauferstehung ernsthaft zu glauben offenbar eine gewisse Mühe bereitet. Es sei erwähnt, daß der Gedanke des travestierten Glaubensbekenntnisses Słowacki offenbar am Herzen lag, denn es kommt in ganz ähnlicher Form noch in einem andern seiner Vers-Epen, im «Beniowski», vor. Nach dem satirischen Credo werden wir uns nicht wundern, auch eine Art Beichtformel, ein Schuldbekenntnis, zugespitzt auf die klassische Zahl der sieben Hauptsünden, vorgesetzt zu bekommen. Die «7 Sünden» kommen erwähnungsweise vor auf dem Ritt zwischen Patras und Vostiza: der Dichter sagt, ihn habe eine plötzliche Traurigkeit überfallen: «Ihr denkt, daß die 7 Sünden begonnen hätten, mich zu plagen, oder die Emigranten-Träne? Nein» (V, 42). Für diesmal wird das Motiv fallengelassen, aber im IX. Gesang, wo der Dichter, elegisch meditierend, in einer Grotte oberhalb von Korinth sitzt, kommt er wieder auf seine sieben Sünden, oder, wie er es jetzt nennt, sieben Schmerzen (die man auch als «Irrlehren» bezeichnen könnte) zu sprechen. Er nennt als solche: Satanismus; Byronismus; Glaube an die Religion der Massen, den Republikanismus; Glaube an den Fortschritt; Glaube an die Zahl 44<sup>9</sup>; das «Vertrauen in die jesuitische Reaktion» und seine innere Mängel bemäntelnde Pose des Europaflüchtlings und entrückten Poeten, von denen er anschließend spricht, sind vielleicht als «Todsünden No 6 und 7» aufzufassen.

<sup>9</sup> In den «Ahnen» hatte Mickiewicz dem künftigen Befreier Polens die Zahl 44 beigeschrieben. Vielleicht ist auch die schwer deutbare Erwähnung der «jesuitischen Reaktion» ein Seitenhieb auf die bigotte Umgebung Mickiewiczs.



Diese Grundhaltung bei Słowacki – daß er ganz in religiösen Denkformen lebt und doch eine kämpferisch-ironische Distanz zu ihnen zur Schau trägt – zeigt sich auch in der uns momentan interessierenden Spezialanwendung: in der Einstellung zu Klosterwesen und Mönchtum. Słowacki hat natürlich die aufklärerische Tradition der Verspottung des Klosterwesens nacherlebt, im VIII. Gesang erwähnt er mit Hochschätzung den «Sänger der Tonsur», den polnischen Dixhuitième-Dichter Krasicki, der in seiner «Monachomachie» (in der Art von Boileau's «Lutrin») das aller idealer Strebungen entblößte, im Nichtig-Unwürdigen versumpfte Mönchtum besungen hatte. Aber auch die romantische Neuwertung, Neu-Aufwertung des Mönchs (des in gesammelter Hingabe an überzeitliche Werte Gebundenen) und wiederum die Möglichkeit des «falschen Mönchs» (des zwischen idealer Selbstaufgabe und rebellischem Freiheitstrotz Gespaltenen) hat er durchgeföhlt. Sein 1830 geschriebenes Vers-Epos «Der Mönch» stellt uns einen jungen Araber vor, der im Sinai-Kloster von den hier gepflegten Kultur- und Seelenwerten so ergriffen worden ist, daß er selbst Christ und Mönch wurde. Aber damit hat er grausame Ausstoßung aus der heimischen Lebensgemeinschaft auf sich gezogen – alles, was dem Araber teuer ist, Pferd, Geliebte, Bruder und Vater, hat er verloren oder in tragischer Verstrickung selbst töten müssen. Ein innerlich Zerrissener beichtet vor dem Tode einem Mitmönch seine Seelenqualen.

Aus dem Angeführten wird klar, daß Słowackis Urteil über das Kloster Megaspoleon a priori nur ein zwiespältiges sein kann – ganz abgesehen von der Tatsache, daß das Kloster in seinem geistigen Niveau damals durchaus nicht auf der Höhe war – in diesem Punkte bestätigt der Bericht Pückler-Muskau voll den Eindruck Słowackis. Die «theologische Problematik», was er als Verehrer religiöser Werte *und* als freiheitliche Rebellenseele vom Megaspoleon-Kloster zu halten habe, wird dem Dichter dann zur poetischen Problematik, *wie* er seine zwiespältige Beurteilung zur Darstellung bringen könne. Er tut es in der bei romantischen Dichtern beliebten Form des Traumgesichts: in der Nacht, die er im Kloster zubringt, erlebt er Anklage (durch Gottvater, «Jehova» selbst) und Verteidigung (durch den Abt) des Klosters beim Jüngsten Gericht mit und mischt sich abschließend selbst recht boshaft in die eschatologische Kontroverse. Jehova wirft den Mönchen vor allem Unkultiviertheit, kleinlich-materielle Gesinnung und Verrat an der sozialen Bestimmung des Klosters vor:

«... Seid ihr Menschen? Seid ihr Bienen?



Oder sonstwelche Würmchen, winzig kleine?  
 Die an den Fels ihr klebt, voll bis zum Rändchen,  
 Körbe und Fässer voll Tabak und Weine,  
 Tugend ein Quentchen, Sünde ein Quentchen,  
 und die noch Ruhm ihr erwartet am Tage,  
 wo ich dies Nest euch vom Felsen schlage?

Ihr, die ihr groß seid im Kerzenaufstellen  
 aus armer Pilger bescheidenen Gaben –  
 nicht um der Heiligen Ruhm zu erhellen,  
 sondern aus Eitelkeit. Krächzende Raben!  
 mitten im Land, das zwar herrlich, doch wüste,  
 wo man zwar beten, doch auch pflügen müßte.

Für eure Dummheit, die sich so gerne  
 brüstet mit dem, was die Armen euch geben;  
 für eure Grobheit, die von Einfalt ferne;  
 für euer müßiggängerisch Leben;  
 für Wunder-Lügen und ähnliche Taten,  
 nimm, Luzifer, sie und laß sie braten! »  
 (VII, 20/251, 23, 25)

Der Abt malt als wesentliches Argument zugunsten der Mönche ein großartiges Bild der Verteidigung des Klosters gegen «Ibrahims Schwert und Flamme»; er schildert, wie «jeder Stein des Gebäudes ein Schutzengel wurde für die vor Angst erstarrten, im Kloster zusammengedrängten Flüchtlinge», wie er, der Abt selbst, die hoch über den «weißen Gesichtern der Türken» schwebenden Speicher des Klosters angezündet habe und wie die Mönche aus ihrem Kloster in einen Flammenabgrund geblickt hätten (VII, 27, 29, 30). Man denkt bei diesen Strophen daran, daß Słowacki ein eifriger Dante-Leser war. Der Dichter selbst, nach diesen erhabenen Voten des Streitgesprächs, lenkt die «Diskussion» ins Nüchtern-Konkrete zurück: man habe ihm am 13. September 1836 im Kloster ein Abendessen vorgesetzt, das ihm im Halse stecken geblieben sei, nicht so sehr wegen der mäßigen Qualität, als weil es mit scheelen Blicken gereicht worden sei, ihm, einem Papisten, Inhaber eines französischen Passes, in einem Kloster, wo ein aus Moskau gesendeter «Nikoluschka» (wohl eher eine St.-Nikolaus-Ikone als ein Zar-Nikolaus-Porträt) in Ehren stehe. «Aber wo bleibt die Toleranz?» (VII, 31–34). Die himmlische Entscheidung der Frage, ob das Kloster Megaspoleon Verehrung oder Geringschätzung verdiene, bekommen wir nicht zu hören, da der Dichter aus seinem Traum erwacht.

*Das Grab des Agamemnon*

Das «Grab des Agamemnon» ist der einzige von Słowacki selbst zu seinen Lebzeiten veröffentlichte Teil der «Orientreise» und wurde von ihm, ehe er in Paris 1839/40 damit vor das Publikum trat, einer besonderen Bearbeitung unterzogen. Es bildet denn auch im Ganzen der «Reise» ein besonderes Ganzes mit etwas besonderem Charakter, einen Gesang mit stärkerer innerer Einheit und Geschlossenheit, dem die «ariostischen» Gedankensprünge und Stimmungswechsel fehlen und der einheitlich auf einen durchgehaltenen Gefühlston, nämlich den tiefen Ernstes gestimmt ist. Es ist nicht mehr viel «peloponnesisches Lokalkolorit» in diesem Gedicht zu spüren; man merkt ihm nicht stark an, daß der Dichter wirklich in Mykene war und wirklich den berühmten Gewölbebau besuchte – er hätte es so auch schreiben können etwa «bei Betrachtung eines Kupferstichs, das Grab des Agamemnon darstellend».

Wie schon anläßlich der «Reise zu Pferd» erörtert, liebt der Dichter eine angemessene topographische Placierung des dichtenden Subjekts. Der Posten auf dem Verdeck eines Schiffes ist ein solcher würdiger Standpunkt; dann das Stehen auf einem bedeutsamen Aussichtspunkt. Im VI. Gesang gibt es eine lange (über fünf Strophen sich erstreckende) ironische Auslassung über solche narzißhafte Liebe zu malerischen Posen: «Es gibt Augenblicke im Leben, in denen sich der Mensch selber sehr poetisch vorkommt: auf der Spitze eines Felsens, auf einer Ruinenterrasse. . .» (VI, 23). Daß Słowacki auf der Spitze der großen Pyramide in Gizeh gestanden ist, war ihm sehr wichtig und ist von ihm öfters poetisch evoziert worden. Zu diesen poetischen Attitüden gehört nun auch das Sitzen auf (oder in unserem speziellen Fall in) einem Grab. In der eben zitierten Aufzählung heißt es später zwischen absichtlich banalen «Höhepunkten des Lebens» – «oder wenn man allein in der Nacht auf den Friedhof geht und sich aufs Grab der Geliebten setzt» (VI, 26). Ein guter Teil des ersten, Neapel behandelnden Gesangs der «Reise ins Heilige Land» ist gedichtet – Słowacki hebt das mehrfach hervor – während er auf dem Grab des Virgil am Posilipp sitzt. Was Słowacki gelegentlich ironisiert hat, meint er nun, in Mykene, ganz im Ernst: «Es ist mein Schicksal, auf Grabstätten zu sitzen» (VIII, 9).

Mehr die allgemeine tragische Grundstimmung und die Assoziation schicksalsbeladener Ortsnamen aus der altgriechischen Geschichte als ein nacherzählbarer rationaler Gedankenfaden bringt nun den Dichter dazu, von zwei ziemlich entfernten Unglücksstätten des alten Hellas zu sprechen: die Thermopylen und Chäronea. Welcher der beiden Schlachtorte ist dem polnischen Patrioten und Frei-

heitskämpfer näher; an welchem der beiden Orte darf er sich allenfalls den griechischen Streitern verwandt fühlen? Wir kennen die Antwort schon und wissen bereits, daß Słowacki zwischen den Niederlagen von Chäronea und Maciejowice eine Verwandtschaft empfindet: «O Chäronea! o Maciejowice!» – mit dieser pathetischen Apostrophe hatte er im IV. Gesang eine Strophe (44) begonnen. Die Thermopylen hingegen mit dem nackt «ohne goldenen Gürtel und roten Kontusch» daliegenden Leichnam des Leonidas sind dem Polen ein stummer Vorwurf, eine beschämende Mahnung: dem polnischen Freiheitswillen fehlt die Unbedingtheit, die Geradlinigkeit, die Fähigkeit zum Verzicht.

Von den Stätten blutigen altgriechischen Schicksals wandern Słowackis Gedanken zum Parnaß – von den unwürdigen polnischen Freiheitskämpfern kommt der streitbare Sänger auf seine Dichterkollegen zu sprechen. Durch die korinthischen Kraniche läßt er dem Parnaß vier Grüße überbringen, von Jan Kochanowski, von Ignacy Krasicki, vom «Sänger der Potockischen Gärten» Stan. Trembecki und schließlich von seinem eigenen Vater, dem klassizistischen Dichter und Literaturprofessor Eusebius Słowacki. Alles ältere Dichter – die neuen sind meistens entweder unbedeutend oder in nationalpolitischen Irrlehren befangen, darum (polnischer) Parnaß:

«Berg, der in rotem Mondlicht du leuchtest,  
wie ein blut'ger Vulkan – o, berst' in vier Stücke –  
laß nicht der Spatzen Getschilp dich verhöhnen,  
oder des Hahnenweckrufs unzeitiges Tönen.»

Mit dieser Strophe (VIII, 32) schließt der achte Gesang. Der neunte und letzte Gesang (er trägt nicht wie die andern eine Überschrift und steht nicht mehr recht im Gefüge einer einigermaßen fortlaufenden Erzählung) bringt keine neuen Gesichtspunkte mehr: das idyllische Bild von Akrokorinth herab auf das «landwirtschaftliche» Griechenland mit den Rosinen häufelnden Mädchen im Vordergrund wird unvermittelt unterbrochen durch das satirische Bekenntnis zu den sieben Schmerzen oder sieben Besessenheiten. Ebenso unvermittelt befinden wir uns dann mit dem Dichter auf der Seefahrt nach Salamis, und mit der «ersten Welle» von Salamis, die den «ersten Polen» (gemeint ist wohl: den ersten seit der Befreiung mit «philhellenischen» Gefühlen Griechenland besuchenden Polen) begrüßt, gelangt das Fragment doch noch zu einem abrundenden Abschluß.

Słowackis Griechenlandbild, wie es sich in seinem Werk «Reise ins Heilige Land von Neapel aus» darstellt, ist geprägt von einem Jugenderlebnis intensiver innerer Teilnahme am griechischen Be-

freiungskampf, wobei der Jüngling die Gestalten und Ereignisse dieses Kampfes in Beziehung setzte zu den markanten Kapiteln der altgriechischen Geschichte – vom Standpunkt eines heroischen Freiheits- und Abwehrwillens aus gesehen. Damals und gewiß vor allem seither – seit dem polnischen November-Aufstand – brachte er beides immer in unmittelbaren Zusammenhang mit dem polnischen nationalen Schicksal. Nur relativ wenige Bemerkungen zeigen, daß Slowacki auch Probleme und Entwicklungen des modernen Griechenland lebhaft und kritisch beobachtet hat.

\*